

Wochen-Blatt

für die

Kreise St. Wendel und Ottweiler.

Nr. 140.

Donnerstag den 22. November

1860.

Tages-Neuigkeiten.

Deutschland.

Berlin, 18. Nov. Dem Kampfe der kurhessischen Abgeordneten wendet sich in ganz Deutschland die lebhafteste Theilnahme zu. „Seit der Schlacht von Bronzell“, so heißt es an der Spitze der neuesten Hamb. Nachr., „sind zehn Jahre verfloßen. Zehn Jahre hat die Willkür, welche damals triumphirte, in Kurhessen, ihr unseliges Regiment geführt. . . . Ein neuer sogenannter Bundesbeschluß hielt den Rechtsbruch des alten aufrecht, der octroyirten Verfassung von 1852 folgte die auf dem Boden der gleichen Willkür stehende Verfassung dieses Frühjahrs, und das gebrochene Recht blieb ungeahnt wie zuvor. Aber das kurhessische Volk — und ewiger Nachruhm sei ihm dafür! — blieb ungebeugt und unverzagt, wie zuvor, in seinem Rechtsbewußtsein. Zehn lange Jahre haben daran gearbeitet, es zu verwirren und zu brechen. Alle Kräfte der Lüge jedoch wie alle Mittel der Gewalt wurden an ihm zu Schanden.“ Die Kasseler Regierungs-Prese versucht, die Abgeordneten mit der Versicherung zu ködern, „das Maß von Entgegenkommen regierungseits dürfte sich durchaus nicht als schon erschöpft erweisen.“ — die Herren möchten nur Anträge zur ferneren Verbesserung der sogenannten Verfassung von 1860 stellen.

„Aber,“ sagt die Dresd. Btg., „warum sollen denn diese Vorschläge aus dem Schooße der Kammer selbst hervorgehen? Weiß die Regierung vielleicht schon, daß die Erste Kammer ihr Veto dagegen einlegen wird? Was ist denn der Zweck des ganzen officiösen Artikels? Nichts Anderes, als daß die Kammer überhaupt auf Verhandlungen mit der Regierung auf Grund der Verfassung vom Jahre 1860 eingeht und somit dieselbe factisch anerkennt. Für die Zweite Kammer Kurhessens bleibt nichts übrig, als das entschiedene Festhalten am Rechte, d. h. an der Verfassung vom Jahre 1861.“ Alle Stimmen denen wir in der Presse und im Leben begegnen, wünschen und hoffen, daß es den in Kassel versammelten Abgeordneten gelingen werde, der kurfürstlichen Regierung und dem Bundestage zum Bewußtsein zu bringen, „daß die bisherige Willkürherrschaft im kurhessischen Volke vollständig isolirt dasteht, daß dieses ihr jede Unterstützung entzieht, und daß es ihr anheimgegeben ist, falls sie es nicht endlich vorzieht, dem Rechte sich zu beugen, ihren Rechtsbruch ausschließlich mit ihren eigenen Mitteln fortzuführen, — so lange es eben noch geht!“

— Der morgende Namenstag Ihrer Majestät der Königin wird, wie man vernimmt, nur in aller Stille, also mit Ausschließung aller öffentlichen und officiellen Kundgebungen gefeiert werden; es werden daher auch keine Gratulationen angenommen werden.

— Die Kaiserin von Oesterreich wird auf der Reise durch preussisches Gebiet das tiefste Incognito bewahren und hat sich deshalb einen Empfang jeglicher Art verboten.

— Die verschiedenen Gerüchte, welche jetzt in der dänisch-deutschen Frage die Presse durchkreuzen, sind sämmtlich auf den Umstand zurückzuführen, daß England sich dazu verstanden hat, eine Proposition des Kopenhagener Cabinets zu befürworten, welche Zugeständnisse in der Sprach-Angelegenheit in Schleswig anbietet, wenn Deutschland in der Budget-Frage seine Anforderungen fallen lassen will. Es ist selbstverständlich, daß ein solches Anstinnen Dänemarks von Seiten Preußens nicht acceptirt werden kann und wird, und man darf, wenn dänischerseits nicht in der Budget-Frage für das Jahr 1861—62 die gerechten Beschwerden der Herzogthümer abgestellt werden, endlich nachdrücklichen Maßregeln des Bundes entgegensehen.

— Die Neue Preuß. Btg. hat gegenüber einer Berichtigung der Preuß. Btg. Das, was sie über das Minister-Verantwortlichkeitsgesetz gesagt, aufrecht erhalten, mit der Erklärung das Ministerium habe nicht über ein Minister-Verantwortlichkeitsgesetz selber, sondern vorerst nur über die Frage berathen, ob ein solches dem Landtage vorzulegen sei. Und das solle eben nicht geschehen. Nach der Preuß. Btg. hat aber im Staatsministerium weder über „ein Minister-Verantwortlichkeitsgesetz selber“ eine

Ein stürmischer Sommer.

Nach dem Französischen des Moleri und A. Couët von G. v. Weltheim.

(Fortsetzung.)

Die gute Frau wiederholte in Gegenwart Eugeniens in der offen freimüthigen Sprache, die ihr eigenthümlich war und zu der ihr Alter und ihre Stellung im Hause sie berechtigte, ihre Vorwürfe, die Desloges zerstreut und mit beleidigender Gleichgültigkeit anhörte, ohne auch diesmal eine Antwort zu geben.

„Ich verstehe recht gut, daß Ihre Stellung unaufschiebbare Geschäfte mit sich bringen kann,“ fuhr die Präsidentin fort; aber mein verstorbenen Gemahl, Tribunalpräsident in Bordeaux, der als solcher sicher mit nicht minder wichtigen Angelegenheiten betraut war, als Sie es sind, hätte bei einem mir gegebenen Rendezvous nie gefehlt, ohne mir einen Bogen zu schicken, um mich vorher rechtzeitig in Kenntniß setzen zu lassen. Das war ein Mann, mein Ehegatte, an welchem Sie sich ein Beispiel hätten nehmen können.“

Desloges gab nach wie vor keinen Laut von sich, eine Nichtachtung seiner respectablen Verwandten, die er dadurch noch deutlicher an den Tag legte, daß er, nachdem sie ausgesprochen hatte,

mit einer stummen Verbeugung das Zimmer verließ.

„Was hat dieses zu bedeuten, was soll dieß heißen? rief Frau von Dubreuil in höchster Entrüstung, er dreht mir den Rücken, ohne mich einer Antwort zu würdigen. Ist dieß ein Benehmen gegen die Tante seiner Frau, besitz Dein Mann nicht mehr Lebensart?“

Eugenie suchte ihre Tante zu beruhigen; allein sie bewirkte mit allen Entschuldigungen, die sie vordrachte, gerade das Gegenheil.

„Wie?“ sagte Frau von Dubreuil, sich immer mehr und mehr erhehend, „also Du nimmst gegen mich Partei? Nun, das ist recht hübsch von Dir, meine Nichte; jetzt weiß ich, was ich zu thun habe.“

In höchster Erbitterung verließ sie das Haus ihrer Nichte, um, wie sie sich noch unter der Thüre ausrief, nie mehr wiederzukehren.

Als sich Eugenie mit ihrer Tochter allein sah, schloß sie das junge Mädchen in ihre Arme. „Mein Kind,“ rief sie schluchzend, „nun verlasse auch Du mich, dann habe ich Niemanden mehr auf der Welt!“ . . .

10.

Am andern Tage erhielt Senora Dolores nach einander drei Besuche. Es waren ihre drei Anbeter Genevray, Camizar und Desloges, die sich in kurzen Zwischenräumen folgten.

Genevray kam zuerst. Die Keitpeitsche unter dem Arme, die Cigarre im Munde, mit hinaufgedrehtem Schnurbarte und stirkenden Sporen an den Absätzen, trat er bei der Längerin mit jener cavaliermäßigen Nonchalance ein, die ihm eigen war.

„Mit jedem Tage schöner,“ sagte er, indem er mit Bewunderung vor Dolores stehen blieb und sich leicht vor ihr verbeugte.

„Sie finden?“ erwiderte sie mit einem verächtlichen Lächeln. „Bedenken Sie, mein Herr, daß ihre heutige Schmeichelei die Kritik von gestern ist.“

Dolores war in ihrem Morgenkleide in der That von so strahlender Schönheit, daß Armand seiner Huldigung keinen besseren Ausdruck zu leihen wußte, als indem er sie mit einem Zwider im Auge von Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

„Ich widerlege ihre Interpretation meiner Worte sagte er, „Sie sind in Ihrer Schönheit unveränderlich wie die Sonne, die uns doch mit jedem Tage schöner vorkommt.“

„Vortrefflich, Ihr Vergleich ist superb,“ unterbrach ihn Dolores; „nur schade, daß die Sonne Flecken hat.“

„Sie macht sich lustig über mich,“ dachte Genevray, „und meiner Tren, sie hat nicht Unrecht. Paßt sie für mich diese schälerhafte Sprache?“

Schnell in den Ton eines Cavaliers über-

Berathung, noch über die Vorfrage, „ob ein solches dem Landtage vorzulegen sei“, eine Entscheidung Statt gefunden. — In Betreff der deutschen Küstenbefestigungs-Angelegenheit bemerkt die D. A. Z., daß dem Militair-Ausschuss am Bunde nunmehr schon seit dem Juli dieses Jahres diese dringliche nationale Sache übergeben ist, ohne daß dieselbe auch nur um einen Schritt vorwärts gekommen sei.

— Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die deutsch-dänische Streitfrage gegenwärtig in den Vordergrund tritt. England gegenüber ist von preussischer Seite nachdrücklich hervorgehoben worden, in welcher Weise den Herzogthümern die verfassungsmäßigen Rechte verkümmert werden. Der Zwang, welcher auf die Presse, auf die Schule u. s. w. in den Herzogthümern ausgeübt werden, ist nachgewiesen worden. Es wird sich nun erweisen, ob das englische Cabinet, welches seine Sympathien für unterdrückte Völker verkündigt hat, eine Ausnahme dann macht, wenn dieser Druck einen deutschen Volksstamm betrifft. Man hegt hier die Hoffnung, daß der oldenburgische Antrag im Schooße der Bundesversammlung, da die Einholung der Weisungen keinen Aufschub mehr herbeiführen wird, so schnell als möglich zur Beschlußfassung kommen werde, zumal es eines kräftigen und festen Willens-Ausdruckes Deutschlands in der deutsch-dänischen Streitfrage bedarf, soll die Erledigung dieser nationalen Angelegenheit sich nicht ins Unabsehbare hinaus verschieben. In Bezug auf die Herzogthümer Holstein und Lauenburg ist bekanntlich ein Interimistatut festgestellt worden, wonach in sogenannten gemeinsamen Angelegenheiten alle Anordnungen, die zur Geltung im eigentlichen Königreich die Genehmigung des Reichsrathes erfordern, für die genannten beiden Herzogthümer in Zukunft der Zustimmung der Provinzialstände bedürfen. Dieser Beschluß ist nicht abhängig gemacht worden von einer beispflichtenden Erklärung der dänischen Regierung; es ist vielmehr bestimmt ausgesprochen, daß keine Anordnung, die dem zuwiderlaufe, als bindend erachtet werden könne. Selbst zugegeben, daß damit vorläufig der provisorische Zustand dieser beiden Herzogthümer gesichert erscheine, so ist damit aber noch nichts für endgültige Regelung ihres staatsrechtlichen Verhältnisses geschehen. Die Weigerung der dänischen Regierung, den holsteinischen Ständen das Budget zur Genehmigung vorzulegen, ist mit dem oben angeführten

offenbar völlig unvereinbar. Der deutsche Bund hat fest und unwandelbar darauf zu bestehen, daß das Budget von 1861—1862 den holsteinischen Ständen im Einklang mit der Verpflichtung, welche Dänemark übernommen hat, unterbreitet werde. Wird diese unzweifelhafte Verpflichtung nicht erfüllt, so bleibt dem deutschen Bunde nichts übrig, als seinem Rechte und seinem Ansehen durch solche Mittel Geltung zu verschaffen, die für Fälle der Art in der Bundesverfassung vorgesehen sind.

Trier, 17. Nov. Die Gesamt-Einlagen in allen Sparkassen des preussischen Staates am Schlusse des verfloffenen Jahres betragen 45,281,087 Thlr.; davon fallen auf den Regierungsbezirk Trier bloß 120,917 Thlr. Die Reservefonds betragen gleichzeitig 2,546,980 Thlr., wovon nur 258 Thlr. dem Regierungsbezirk Trier angehören. An Sparkassenbüchern waren im Umlauf 564,986 Stück, davon nur 1530 den Sparern des Regierungsbezirks Trier gehören. Von diesen Sparkassenbüchern wiesen 197,762 Stück eine Einlage bis zu 20 Thlrn. nach; der Regierungsbezirk Trier aber hatte nur 272 solcher Sparkassenbücher aufzuweisen. Diese einen geringen Erwerb der arbeitenden Klassen des Regierungsbezirks Trier beweisende, überaus ungünstige Sparkassen-Resultate erscheinen in einem noch ungünstigeren Lichte, wenn man noch beachtet, daß die Zahl der städtischen Sparkassen im Regierungsbezirk vergleichsweise groß ist, nämlich 10 beträgt, und in 23 andern Bezirken des Staates gar keine ist.

Coblenz, 19. Nov. Ihre königl. Hoheit die Frau Prinzessin von Preußen wird morgen die Kaiserin von Oesterreich auf ihrer Durchreise begrüßen, später zu Wagen bis zum Stationsgebäude von Neuwied, wo Hochdieselbe die Fürstin zu sehen beabsichtigt, fahren, und dann mittels Eisenbahn sich nach Düsseldorf begeben, wo die hohe Frau übernachtet. — Ihre königl. Hoheit hat mehrfach ihr Bedauern ausgesprochen, daß Ihre längere Krankheit Hochdieselbe verhinderte, wie immer persönlich die hiesigen Wohlthätigkeits-Anstalten zu besuchen, an denen sie stets den wärmsten Antheil nimmt und hat die frohe Aussicht auf Ihre Anwesenheit in hiesiger Residenz im nächsten Frühjahr damit verbunden. Seine Hoheit der Herzog Bernhard und sein Sohn, der Prinz Gustav, Oberst der kais. österreichischen Armee, begleiten Ihre königl.

Hoheit bis Düsseldorf und reisen dann nach dem Haag.

München, 16. Nov. Se. Majestät der König ist diesen Abend, von Nürnberg kommend, wieder hier eingetroffen. Ihre Majestät die Königin Marie empfing im Bahnhof schon den königlichen Gemahl, dessen gesundes Aussehen und heitere Stimmung den sprechendsten Beweis von dem guten Erfolg der gebrauchten Traubencur gaben. — Gestern kamen die Verhandlungen des Gesetzgebungs-Ausschusses der Kammer der Abgeordneten über den speciellen Theil des Polizei-Strafgesetzbuches zum Schluß. Inzwischen ist in demselben Augenblick der Bericht des Abgeordneten D. Weis über die von zwölf pfälzischen Abgeordneten nachträglich noch beantragten Modificationen zu dem Entwurf des Strafgesetzbuches gedruckt vertheilt worden. Derselbe weist nach, wie die Pfalz nicht berechtigt sei, gegenüber diesem neuen, für das ganze Land ohne Ausnahme berechneten Gesetzbuch eine Ausnahmestellung ferner in Anspruch zu nehmen.

München, 16. November. Die Südd. Btg. schreibt: „Im Laufe dieses Vormittags wurde von jener Seite, von welcher die Sache des Papstes vertreten wird, die Nachricht in Umlauf gebracht, daß nach gestern Abends hier angelangter Mittheilung Pius IX. durch eine merkwürdige Vision einem Attentate entgangen sei, welches ein Engländer auf ihn beabsichtigt habe. In dieser Version circulirt die betreffende Nachricht, selbst in höheren Familien, wo übrigens näheren Mittheilungen mit Spannung entgegen gesehen wird.“

Stuttgart, 18. Nov. Die Ankunft des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich bildet gegenwärtig den Hauptgegenstand des Tagesgesprächs. Der Kaiser wird morgen Abend um 8 Uhr 40 Minuten per Extrazug hier eintreffen und vom König, den k. Prinzen, den Oberhof- und Hofchargen, dem Gouverneur der Stadt u. s. w. im Bahnhof empfangen werden. Vom Bahnhof bis zum k. Residenzschloß wird von den Truppen der Garnison Spalier gebildet, und zwar kommt unmittelbar an den Bahnhof die Infanterie, weiterhin das hier garnisonirende 2. Reiter-Regiment und an das Residenzschloß die k. Leibgarde zu Pferde zu stehen. Für den Kaiser sind die Gemächer neu meubliert und in Bereitschaft gesetzt worden, welche Napoleon III. im Jahr 1857 bewohnt hatte, als derselbe

gehend, der sich seines guten Glückes bei den Damen bewußt ist, fuhr er fort:

„Ich liebe Sie, Senora, ja, auf Ehre, Senora, ich bin sterblich in Sie verliebt, mögen Sie nun meinen Vergleich mit der Sonne für einen passenden halten oder nicht. Die Hauptsache ist nun, daß Sie mich auch ein wenig lieben. Ich bin nicht gewöhnt, meine Sympathie an Steine zu verschwenden, denn ich befaße mich nicht mit Mineralogie. Man erzählt sich in ganz Paris, Ihr Herz sei ein Feld; aber ich schneide Jedem die Gurgel ab, der es wagt, mir gegenüber eine solche Behauptung zu machen, da ich überzeugt bin, daß Sie durch meine Vermittlung alle diese Leute kügen strafen werden.“

„Nein,“ erwiderte Armand, das ist zu lange, ich werde nicht die Geduld haben, so lange zu warten.“

„Und doch müssen Sie sich gedulden.“

„Man sieht, daß Sie nicht wissen, wie weit ich in meiner Leidenschaft zu gehen vermag.“

„Diese Leidenschaft wird vergehren.“

„Nein, meine reizende, ich werde nie aufhören, Sie zu lieben; eher werden Sonne, Mond und Sterne erlöschen, als meine Liebe. Alle Teufel, ist dieß nicht häßlich gesagt?“ fuhr er fort, indem er selbstzufrieden lachte. „Sehen Sie doch, wie Sie mich begeistern. Aber wozu diese poetischen Glossen? Nein, bleiben

wie bei der nüchternen, aber desto verständlicheren Prosa.“

Er nahm einen Stuhl und setzte sich neben die Tänzerin.

„Lassen Sie uns einmal vernünftig mit einander plaudern,“ fuhr Genevray fort, „Sie sind schön wie ein Engel und geistreich wie Satan, wir sind wie für einander geschaffen und, bei der Verneinung, wir werden uns verstehen. Was will ich von Ihnen? Ein bißchen Liebe, ein kleines Bißchen nur, einen ganz kleinen Winkel in Ihrem Herzen. Sie sehen, daß ich nicht zu viel verlange.“

Dolores unterbrach ihn.

„Herr Genevray,“ sagte sie, „ich will gerne noch einmal mit Ihnen ein ernstes Wort sprechen, in der Hoffnung, daß Sie es beachten. Als ich Ihnen auf Ihre dringenden Bitten gestattete, mich zu besuchen, stellte ich die Bedingung, daß Sie niemals mit mir von Liebe sprechen würden und Sie gingen darauf ein.“

„In solchen Fällen geht man auf Alles ein; man verspricht . . .“

„Ohne an das Halten zu denken?“

„Hält man Dinge, die unmöglich sind.“

„Also ist es Ihre Absicht, in Wortbrüchigkeit zu verharren?“

„Nicht meine Absicht, aber mein Schicksal, anbetungswürdige Senora.“

Er ergriff die Hand der Tänzerin u. wollte sie küssen. Dolores aber zog ihre Hand rasch

zurück und fuhr nach einem Glöckchen, womit sie läutete.

Ein Bedienter erschien.

„Begleiten Sie diesen Herrn hinaus,“ befahl die Spanierin mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte, „und erinnern Sie sich, daß ich für ihn nie mehr zu Hause bin.“

Genevray erhob sich beschämt, aber, um seinen Aerger zu verbergen und sich eine Contenance zu geben, klatschte er in die Hände, bevor er ging.

„Auf Ehre!“ rief er, „vortrefflich gut gespielt, meine Lucretia, bravo!“

Er grüßte und enifernte sich mit erzwungenem Lachen.

Dolores war noch roth vor Zorn, als sich wenige Augenblicke später die Thüre öffnete und Desloges bei ihr eintrat.

„Mein Gott rief sie ihm mit einer entzündenden Vertraulichkeit entgegen, „wie froh bin ich, daß Sie kommen, Edmund. Es war mir ein Bedürfnis, Sie zu sehen, mit Ihnen zu sprechen. Wir unglücklichen Geschöpfe sind den schamlosesten Beleidigungen ausgesetzt, ich wurde soeben hier in meinem Zimmer von einem Nichtswürdigen insultirt.“

„Den Namen dieses Menschen,“ rief Desloges, indem er aufsprang.

Dolores erschrad über ihre Unbesonnenheit. Die Erinnerung an das Duell zwischen Edmund und Genevray tauchte in ihr auf.

hier mit dem Kaiser Alexander zusammengetroffen war. Welche Festlichkeiten aus Anlaß der Anwesenheit des Kaisers stattfinden, ist zur Zeit noch nicht bekannt; doch hat man bereits den Fall einer Festtheatervorstellung für Dienstag vorgeesehen, indem das sonst am Dienstag stattfindende Abonnementsconcert schon morgen gegeben wird, damit der Dienstag für die Oper frei ist. Die Hoftrauer wegen der vermittelten Kaiserin von Rußland wird für diese beiden Tage suspendirt.

Frankfurt, 18. Nov. Die in der gestrigen Bundesstags-Sitzung eingebrachte Erklärung Oesterreichs in Bezug auf die mit einer Reihe anderer Fragen am Bunde schwebende Angelegenheit der Feststellung gleichmäßiger Bestimmungen über Ansfässigmachung und Heimat ist mehr geeignet, an ein Bedürfnis zu erinnern, dessen Entbehrung uns Deutschen so schmerzlich fallen muß, als dessen baldige Befriedigung auf dem eingeschlagenen Wege nicht zu erwarten ist, — ein deutsches Bürgerrecht, dessen Begründung Art. 2 der Bundes-Acte so kümmerlich vorgelesen hat. Schon im Jahre 1853 hatte man Einleitungen getroffen, den im Jahre 1851 zwischen mehreren Regierungen zu Gotha geschlossenen Vertrag über die Heimathlosen zur allgemeinen Gültigkeit in Deutschland zu erheben. Dieser betraf indeß nur Heimaths-Verhältnisse, und es war die Ansfässigung weiter in den Kreis zu ziehen. Dazu war denn freilich zunächst wünschenswerth, eine Uebersicht über alle in den verschiedenen Bundesstaaten geltenden Bestimmungen zu erhalten, und dies bezweckte jener Antrag, der dann in demjenigen Theile, welcher Sammlung des betreffenden Materials am Bunde beantragte, am 3. April 1856 auch zum Bundesbeschluß einstimmig erhoben wurde. Wie viel des Materials seitdem eingegangen, wissen wir nicht. Im Dezember v. J. brachten die Würzburger Regierungen die Sache wieder in Anregung, glaubten, das ergebene Material werde, so weit es überhaupt mitgetheilt werden sollte, eingegangen sein, und beantragten, der betreffende Ausschuß (der am 11. Nov. 1852 für Feststellung allgemeiner Normen in Betreff der Heimaths-Verhältnisse niedergesetzt) solle ohne weiteres Zuwarten an die Lösung seiner Aufgabe — Zusammenstellung der bezüglichen Gesetze und Verordnungen — gehen. Es war die Zeit des neuen Bundesleben, von dem man so viel zu hören bekam, ohne nachträglich Früchte zu erleben. Und diese ent-

behrt man denn auch heute noch, abgesehen davon, daß bis jetzt noch vollständige Ungewißheit darüber herrscht, auf welchem Princip eine Gleichmäßigkeit in den Bestimmungen über Ansfässigmachung und Heimat aufgebaut werden soll; denn daß es die Gleichmäßigkeit allein nicht thun würde, wäre auch einmal ein Resultat der bezüglichen Bestrebungen zu erblicken, von denen von Zeit zu Zeit ein Antrag Zeugniß geben soll, bedarf keines Beweises. Bis jetzt fehlte es in deutschen Landen wenigstens auch gerade nicht an einer ziemlich gleichmäßigen Erschwerung der Ansfässigmachung und der ausgeprägtesten Delusion eines — deutschen Bürgerrechtes!

Wien, 15. Nov. Immer noch gehen Gerüchte von bevorstehenden Veränderungen im Ministerium; man bleibt hartnäckig dabei, daß Graf Goluchowski zurücktreten, daß Hr. v. Schmerling die Justiz und Hr. v. Hübenauer das Polizeiministerium erhalten werde. Thatsache ist, daß der Finanzminister v. Plener wiederholt seine Entlassung gefordert hat, weil er mit der Richtung, welche die Regierung eingeschlagen, sich nicht einverstanden erklären kann. Man fühlt wohl auch anderweitig in den Regierungskreisen, daß solche Landesstatute, wie die bisher erlassenen, nicht das Mittel sind zu der so vielfach verheißenen Befriedigung der Volkswünsche zu gelangen, und es mögen daher die Gerüchte über Ministerkrisen nicht ganz grundlos sein, denn für den nochmaligen neuen Weg bedarf man neuer Männer.

Ausland.

London, 16. Nov. Der Prinz von Wales ist gestern Abend im Schlosse von Windsor eingetroffen. Die Seefahrt des Prinzen über den Ocean ist sehr langweilig und stürmisch gewesen. Das Geschwader hatte vorzugsweise mit hartnäckigen Nordostwinden zu kämpfen. Der Hero, das Fahrzeug, auf welchem sich der Prinz befand, war nur mit Kohlen für sechs Tage versehen, und die Ariadne mußte ihn häufig ins Schlepptau nehmen; einmal bugstrte sie ihn 200 Meilen weit, als die Klüstane rissen. Dieser Unfall wiederholte sich in Folge des wilden Wetter mehrmals, so daß der Schlepptauversuch aufgegeben werden mußte. Die Fahrt zog sich dadurch so in die Länge, daß die Bemannung bald auf schmale Kost gesetzt worden wäre, und daß der Vorrath von frischem Fleisch ausgegangen war. Schon war das Geschwader vorige

Woche der englischen Küste auf 200 bis 250 Meilen nahe gekommen, als es in höchst unglücklicher Weise auf den Ocean zurückgeworfen wurde. Der Hero und die Ariadne blieben jedoch auf der ganzen Reise einander nahe, während sie von dem dritten Fahrzeug, The Flying Fish, getrennt wurden. — Nach einer Correspondenz des Herald aus Kopenhagen, soll England die dänische Regierung in einer dringenden Note aufgefordert haben, sich endlich wegen den Herzogthümern mit Deutschland zu verständigen. Ähnliche Noten sollen — Dank der Warschauer Besprechungen — Rußland, Preußen und Oesterreich an das Kopenhagener Cabinet gerichtet haben, das nun einer Krisis entgegengehe. Besonders seien die Mächte zu diesem Schritt durch die Kenntniß, von der Existenz eines französisch-dänischen Einverständnisses bestimmt worden.

Paris, 16. Nov. Man liest im Moniteur de la Flotte: „Einige Journale haben angezeigt, daß Viceadmiral Linan neue Instruktionen erhalten habe, die ihm vorschrieben, sich dem Einschließen und dem Angriffe Gaetas von der Seeseite nicht mehr zu wiedersehen. Wir glauben, daß diese Journale übel berichtet sind, und daß demgemäß die Angabe ungenau ist, daß Viceadmiral Persano das Bombadement der Stadt eröffnet habe. Wahrscheinlich wollte man von Nola de Gaeta sprechen. Wir glauben uns zu der Annahme berechtigt, daß die Instruktionen des Generals Linan in Nichts abgeändert worden sind und daß die Mission dieses Oberoffiziers immer noch dieselbe ist, nämlich die, unter Beobachtung der strictesten Neutralität, jeden feindseligen Act gegen Gaeta von der Seeseite aus zu verhindern.“

Italien. Man schreibt den Debats aus Lurini: „Das Ereigniß des Tages ist die Proclamation, welche Garibaldi vor dem Abgange aus Neapel erlassen hat. Verständige Staatsmänner, und es gibt deren hier, haben diese Proclamation mit sehr erklärlicher Besorgniß hingenommen. Sie sagen, Italien habe bereits so große Erfolge davon getragen, daß es gut wäre, ein wenig anzuhalten und dem Zufalle nichts mehr zu überlassen. Das consolidirte Königreich werde schließlich doch durch die Macht der Dinge Venetien bekommen und es sei unnöthig, sich in einen Krieg zu stürzen, um ein nothwendiges Ereigniß einige Jahre früher herbeizuführen. Sei einmal der Krieg entbrannt, so gehöre dem Glück die endgültige Entschei-

„Sein Name?“ wiederholte Desloges, „ich will den Namen wissen!“

„Seinen Namen?“ erwiderte Dolores, „ich weiß ihn selbst nicht. Ueberdies kennen Sie ihn nicht. . . nein, nein, ich bin eine Närrin,“ fuhr sie fort, indem sie sich zwang, ruhig und heiter zu schreien. „Es handelt sich um einen jener Menschen, die man mit Verachtung strafen muß. Würde man einem solchen Huben nicht zu viel Ehre anthun, wenn man sich um seine Brutalitäten kümmern wollte? Aergert sich der Mond über die Hundz, die ihn anbelten? . . . Es gibt Leute, die an Alles eher glauben, als an die Ehrbarkeit einer Tänzerin.“

„Wenn Sie aber einsehen, daß sich an Ihren Stand solche Vorurtheile knüpfen, warum ihn dann nicht aufgeben?“

„Wie,“ rief Dolores aufs Höchste überrascht, „könnten Sie ernstlich wünschen, daß ich meiner Kunst entsage? Aber Sie wissen also nicht, daß die Aufregung des Tanzens, daß der stürmische B.iß, den ich von jeder meiner Bewegungen ernte, eine Grundbedingung meines Lebens ist? Diese Triumphe, so ephemere Entscheidungen sie Ihnen erscheinen mögen, sind meiner Existenz unentbehrlich, denn ohne sie würden mich meine Erinnerungen tödten.“

„Welche Erinnerungen?“ fragte Edmund gespannt.

„Nein, nein,“ fuhr Dolores fort, ohne ihm

zu antworten, „überlassen Sie mich diesem rauschenden Strudel, er verhindert mich auf meine Gedanken zu hören.“

Schon mehr als einmal hatte die Tänzerin mit Desloges über ihre Vergangenheit mit Trauer und Schmerz gesprochen, ohne den geheimnißvollen Schleier zu lüften, der dieselben seinen Blicken entzog. Auch diesmal blieb sein Drängen und Bitten ohne Erfolg.

„Sie haben kein Vertrauen zu mir, Dolores,“ sagte er, „und doch bin ich bereit, Ihnen meine ganze Existenz zu widmen. Ja, Dolores,“ fuhr er leidenschaftlich fort, „ich habe einen Plan entworfen, dessen Ausführung uns Beide glücklich machen wird; ich will mit Ihnen nach einem verborgenen Winkel der Erde fliehen, um ganz für Sie leben zu können.“

Dolores sah ihn an, ohne verstehen zu wollen, was sie hörte.

„Nehmen Sie mein ganzes Dasein als Geschenk,“ rief er mit Entz. „D. Sie wissen nicht, welche Schätze von Freude und Glück mein Herz von Liebe Ihnen zu bieten vermag.“

„Haben Sie vergessen, daß Sie eine Familie besitzen?“ erwiderte die Tänzerin.

„Ich liebe Sie,“ rief Desloges außer sich. „Schweigen Sie,“ unterbrach ihn Dolores, „Schweigen Sie; belasten Sie mein Gewissen nicht mit der Miskuld eines so abscheulichen Verbrechens.“

Daß vor Indignation erhob sich Dolores

und schritt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Ich war eine Thörin,“ rief sie; „was ich von Ihnen hoffte, war also mehr, als sich von der Kraft eines Mannes erwarten läßt, ich wollte eine reine, heilige Liebe, eine Harmonie der Seelen, ein freundschaftsbündniß, frei von materiellen Wünschen, was Sie mir bieten, trägt den Stempel des Gemeinen, das ich verachte.“

Es trat nach diesen Worten eine momentane Pause ein.

Die Wangen der schönen Spanierin waren blässer als weißer Marmor, und mit übermenschlicher Anstrengung schien sie ihrer Bewegung Herr werden und ihre Thränen unterdrücken zu wollen.

„Wir müssen uns trennen, mein Herr,“ fuhr sie endlich mit mühsam erzwungener Fassung fort. „Ja, mein Herr, kehren Sie zurück in den Kreis der Ibrigen. Vergessen Sie den Weg zu meiner Wohnung, vergessen Sie mich selbst und lassen Sie mich durch tiefe Reue den Fehler sühnen, dessen ich mich schuldig machte, indem ich Sie bei mir aufnahm.“

(Fortsetzung folgt.)



